

Das Muttermal.

Vollständiger Roman von F. v. Schiller.

(14. Fortsetzung.)

Ihre verzweiflungsvolle Miene be-
trug ihn, ihr zu gehören, er ließ das
goldene Kleinod in seine Tasche glei-
ten. „Ist das ein Abschied für einen
Tag oder ein Jahr, Paulette?“
„Ein Abschied für immer,“ antwor-
tete sie traurig.
„Und der General — haben Sie an
ihn gedacht?“
„Sie rang ihre kleinen Hände. „O
viel — und so reuevoll!“
„Paulette, Sie liebten ihn lange,
bevor Sie mich liebten — Sie sind ihm
unermesslich theuer. Da ich keinen An-
spruch an Ihr Vertrauen mehr zu ma-
chen habe, werden Sie ihm Ihr Herz
öffnen — Sie werden ihm sagen, wel-
ches große Hinderniß plötzlich zwischen
uns getreten ist?“
„Nein, nein!“ erwiderte sie schau-
bernd, — „o, nein!“

Der Kummer und Schmerz brühten
sich jetzt noch lebhafter in seinem Ge-
sichte aus. Er ging einige Schritte den
Pfad hinab, dann kehrte er langsam zu-
rück. Sie hätte ihm zu Hüften fallen
mögen, als sie ihn ansah. „Wieder-
holte“, sagte er, „sagen Sie ihm noch
einmal, daß Sie beschloffen haben. Ich
finde vielleicht Mittel, seine getäufelte
Hoffnung zu befähigen. Was mich
selbst betrifft, ist mir, als läge ein Alp
auf meiner Brust. Gestern liebten Sie
mich — heute annullieren Sie unsere
Verlobung; Sie sagen, wir können uns
niemals beirathen und geben mir keine
Gelegenheit, dem geheimnißvollen Hin-
derniß auf die Spur zu kommen; Pau-
lette, was soll ich denken? Haben Sie
kein Mitleid mit mir — betrümmert es
Sie nicht, daß ich leide?“

„Ja, Sie hätte diesen Kummer. Ihr
bleiches Antlitz, Ihre gerötheten Augen
sagen es ihm. „Wieder, Arthur — un-
endlich mehr, als mein eigenes Leben,“
sagte sie. „Aber ich habe Ihnen Alles
gesagt, was ich sagen kann — wir sind
geschieden für immer und ich kann nie-
mals, niemals Ihre Gattin werden.“
„Aber, Sie sagen doch, daß Sie mich
lieben.“

„Sie antwortete nur mit einer Ge-
berde. Ihr stolzes Haupt war auf die
Brust gesunken. Er näherte sich ihr,
von Gefühl überwältigt.
„Ich werde Sie in dieser Weise, ohne
Ihre Gründe zu kennen, nicht auf-
geben.“ „Aber Sie können nicht auf-
geben,“ rief er. „Aber Sie können nicht
niemals scheiden — ich liebe Sie zu
sehr. Ich kann nicht ertragen, was über
Sie gekommen ist; es ist wie ein böser
Zauber und ich glaube, die Zeit und ru-
higes Nachdenken werden ihn verban-
nen. Ich merke Sie wohl, ich gebe
Sie nicht auf — ich werde Sie niemals
aufgeben, so lange wir miteinander die
Erde bewohnen. Ich betrachte das Band
zwischen uns nicht als zerissen; ich
überlasse Sie einfach für eine kurze Zeit
sich selber.“ Er zog sie plötzlich und
unwiderruflich an sein Herz, küßte ihr
weißes zudendes Antlitz, dann wendete
er sich von ihr ab und entfernte sich
rasch.

Paulette war auf den Gartensitz ge-
sunken, und fühlte in diesem Momente
soß die Bitterkeit des Todes. Das Läuten
der Frühstücksglocke erweckte sie end-
lich aus ihrem bösen Traume. Sie be-
wagte sich, um dem General und Hilba
Gefühl entgegenzutreten und sich gegen
Arthur wie gewöhnlich zu benehmen.
„Voll!“ rief ihr Vormund, als sie
wie sonst ihren Sitz zu seiner Rechten
einnahm. „Du hebst aus der Wond im
letzten Viertel. Es ist klar, daß Dir
solche Zerstreuungen nicht wohl bekom-
men. Bist Du ganz wohl diesen Mor-
gen, meine Liebe?“
„Ganz wohl,“ antwortete sie und lä-
chelte ihm zu mit ihren trostlosen schö-
nen Augen.

Hilba warf einen vlesagenden Blick
auf Arthur, der ungewöhnlich ernst und
schweigend neben ihr saß. „Sie sehen,“
flüsterete er, „was für eine Heuchlerin
sie ist! Sie küßt den General wie ein
Kind!“ Er richtete einen durchbohrenden
Blick auf sie.
„Ich verbeite Ihnen,“ antwortete er,
„irgend etwas von den Ereignissen der
letzten Nacht zu erwähnen. Hören Sie!“
„D, in der That! Man erwartet als-
so, daß ich Betrügereien noch unter-
suchen.“

23. Capitel.

Man schätz alles Gute um so höher,
je es zu Ende geht. Das Schloß
hatte Paulette niemals ein solches Er-
denkparadies gesehen, als an diesem
Tage. Der General war freundlicher
als je und sprach unaufhörlich von sei-
nen lieben Jungen. Sie wanderte durch
das Haus wie jemand, der Abschied
nimmt von den Gegenständen, die ihm
lieb geworden. Am längsten weilte sie
in dem alten Speiseaal, wo sie Arthur
zuerst getroffen — wo das Porträt aus
seinem Junglingsalter an der Wand
hing. Sie ließ sich an dem Piano in
der Ecke nieder, spielte einige Piecen
von Mozart und dann ein deutsches Lie-
deslied, so traurig wie ein Grabsang.
Das Zimmer war dunkel und stille.
Ihre trägen Augen konnten die Rollen
nicht erkennen. Ihre Finger schwebten
auf den Tasten, sie sang nach vorwärts
und vergoß bittere Thränen.
In diesem Augenblicke kam jemand,
der ihrer Musik in einem der tiefen
Register gelauscht, heroor. Sie hörte
Schritte und erhob die nassen Augen.
Es war Arthur. Er stand schweigend
und streckte schmerzhaft seine Arme nach
ihm aus. Ein Schrei brach von ihren
Lippen — sie beugte zurück.
„D, Arthur,“ schluchzte sie, „ich kann
nicht — ich kann nicht!“
Er wendete sich mit einem tiefen
Seufzer ab. Die Thüre schloß sich hin-
ter ihm, sie war allein.
Er erschien nicht bei der Hauptmaße-
geil.

„Hilba,“ sagte der General während
des Mahles, „was zum Teufel thut
Trent im Norden? Ich sah, daß Sie
diesen Morgen durch die Post einen
Brief von ihm erhielten.“
„Und natürlich haben Sie die Post-
karte betrachtet,“ antwortete sie. „Ich
bin nicht Trent's Vertraute.“

„Hm, das würde ich Ihnen gerade
nicht zum Vorwurfe machen,“ mur-
melte er. „Nun, wir werden ihn einla-
den, zur Hochzeit herabzukommen —
nicht wahr, kleine Polly? Nun, Du
mußt nicht gleich blaß werden!“
Sie erwartete die folgende Nacht bis
zur Dämmerung, wie ein zum Tode
Verurtheilter den Morgen des Hinrich-
tungstages. Hilba blühte einmal neu-
gierig in ihr Zimmer.
„Haben Sie es nicht zu einsam so
allein? Soll ich Ihnen Gesellschaft lei-
sten?“ fragte sie mit ungenüßlicher
Theilnahme.
„Nein — danke!“ antwortete Pau-
lette fest und hörte, wie die Schritte i-
rer Peinigerin auf dem Corridor ver-
hallten.

Das Haus ist still. Nur der Vorhang
an offenen Fenster bewegte sich leis
im Nachwind — eine Gule schreit in
den Ecken. Paulette hatte einen dun-
klen Anzug angelegt. Jetzt nimmt sie
einen schwarzen Schal und einen runden
Hut. In der tiefen Dunkelheit
schreitet sie auf die Veranda hinaus,
steigt einige Stufen hinauf, und hält ge-
gen den Pavillon zu.
Still wie der Tod erscheint dieser,
als sie eintritt.
„Gott gebe, daß er nicht hier ist!“
betete sie innerlich, dann hörte sie ein
leichtes Rauschen, die Weiräden wer-
den auseinandergebogen und St. John
steht vor ihr.
„Es ist gerade hell genug, daß Sie ein-
ander erkennen.“
„Es freut mich, Dich so pünktlich zu
finden,“ sagte er mit gedämpfter Stim-
me. „Es ist etwas dunkel. Soll ich die
Lampe wieder anzünden?“
Sie machte eine verneinende Bewe-
gung.
„Nein. Es könnte uns Jemand beob-
achten. Ich wurde in der letzten Nacht
gelesen.“
Er schien zu erschauern. Sein Ge-
sicht, unter einem breiten Hute verdeckt,
sah nichts weniger als lebenswürdig
aus. „Woh! Wer sah Dich?“
„Eine Freundin, die ich hier habe.“
„Komm, komm,“ murmelte er,
„wäh! Du müdest wieder so hart behan-
delt, Paulette?“
„Ich würde eher vor die ganze Welt
hinfreten und laut meine Geschichte
ausreden, als es dulden, daß Ihre
Finger mich berühren!“ brach sie leidens-
chaftlich los.
Er zuckte die Schultern. „Wah! Du
hast Deine Theater-Manieren noch
nicht abgelegt, wie ich sehe. Küß mich
einmal, Paulette, um unserer alten
Liebe willen!“
Sie wies ihm mit Widerwillen zu-
rück.
„Es hatte niemals Liebe zwischen
uns bestanden,“ antwortete sie. „Sie
waren nur ein Junge und ich noch ein
Jahre jünger — keines von uns
wußte, was wahre Liebe sei.“
„Das gilt höchstens von Dir! Ich
kloche Dich damals — ich liebe Dich
noch als das Jüngste, und was ich die
letzte Nacht zu Dir sagte, das sage ich
wieder: ich kann und werde Dich nicht
aufgeben!“
„Sie ahmte schwer und heftig.
„Sie sind also entschlossen, An-
sprüche auf mich zu erheben, selbst ge-
gen meinen Willen?“
„Gewiß! Ich bin dazu fest entschlos-
sen. Hast Du Arthur gesehen?“
„Ja!“
„Was sagtest Du ihm?“ forschte er
mit harter, grausamer Stimme.
„Daß wir scheiden müssen — nichts
mehr!“
„Du wirst zugeben, daß es nicht
schicklich ist, mit ihm unter einem und
denselben Dache zu leben, und da ich
weiß, daß Du ihn liebst, daß er Dich
liebt, so kann ich Dich selbstverständ-
lich nicht länger frei lassen. Ich wäre
ein Thor, — ein großer Schurke, wenn
ich das thäte!“
Sie mußte ihm im Stillen recht ge-
hen und schweig.
„Ich frage Dich,“ drängte er, „kannst
Du nach alledem noch länger hier ver-
weilen?“
„Nein,“ antwortete sie.
„Dann bedenke, Du hast die Büchse
verloren. Den hast Du außer mir?
Fürchtest Du eine Auseinandersetzung
mit diesen Weisheitskürnen? Deren
bedarf es nicht. Ich habe einen Wagen,
der in der Nähe wartet. Geh mit mir
diese Nacht — und morgen benachti-
gten den General von dem Vorgefallen-
en. Er ist freundlich gegen Dich ge-
wesen — hat Dir Geld gegeben, Geld
auf Dich verwendet, ohne Zweifel; aber
ich bin auch nicht mittellos. Der Tod ei-
nes Verwandten hat mich in den Besitz
einer respectablen Summe gesetzt. Ich
will ihm Thaler für Thaler zurückzah-
len. Du sollst über jede Verpflichtung
gegen ihn beruhigt werden. Du wirst
auch finden, daß ich jetzt ein gehorsamer
Schlave bin, der hinfort nur für Dich
leben will; unsere elende Vergangenheit
ist all ganz ausgelöscht worden aus
unserer Erinnerung. Es ist nicht denk-
bar, daß Du unsere Hochzeitsnacht
ganz vergessen haben kannst! Paulette!
Mein Gott! Wenn Du mich nicht lie-
ben kannst, verurtheile es wenigstens ein-
mal, mich freundlich anzusehen — höre
auf, mich zu hassen, um der Liebe Got-
tes willen!“
Aber die Abneigung, die ihre Blide
zeigten, wie ihre Haltung schien sich eher
zu vernehmen als zu vermindern bei die-
ser Bitte.
„Ich habe es verflucht!“ rief sie ver-
zweiflungsvoll, „und ich kann es nicht,
Wilhelm! Sie sprechen von Rückzah-
lung an den General! Welch ein Spott
und Hohn liegt in diesen Worten. Und

Sie wollen, daß ich ihn verlaße, so
ein Dieb in der Nacht — niemals!“
„Er trittschte mit den Zähnen vorlär-
ger.“
„Der Teufel steckt in Dir, Paulette!
Was willst Du denn thun?“
„Sie können keinen Antheil haben
an meiner Zukunft,“ antwortete sie,
„wie sie auch immer sich gestalten möge.
Ich werde von hier fortgehen, aber nicht
mit Ihnen. Die Welt ist weit genug,
um mich zu verbergen. Ich werde in sie
zurückkehren — zur Wähe — irgend-
wohin; aber mit meinem Willen werde
ich Ihr Antlitz nie wieder sehen!“
„Güte Dich, Paulette!“
„Ich verabscheue Sie! Sie brauchen
nicht zu sagen, daß Sie in den
letzten drei Jahren nur schlechter gewor-
den sind — ich fühle es inständig. Ihre
Gegenwart allein würde mich tödten.
Das ist es, was ich Ihnen in dieser
Nacht noch sagen wollte — dies ist Al-
les, was ich thun kann oder will!“
Sie sah ihn verächtlich an, während
ihre schlante Gestalt sich stolzer auf-
richtete.
„Du weisest mich also unwiderruflich
von Dir?“
„Nennen Sie es, wie Sie wollen. Ich
werde niemals mit Ihnen leben, nie-
mals anerkennen, daß Sie zu einem An-
sprüche auf mich berechtigt sind.“
Er stand da in äußerster Verlegen-
heit. Ein Moment verhängnißvollen
tiefen Schweigens folgte, dann warf er
sich ihr zu Füßen.
„Paulette, kann nichts Dein hartes
Herz bewegen? Du bist ja eine Frau
und mußt mich bemitleiden. Ich habe
nun Dein theuerstes Ziel durchkreuzt —
habe Dich Deinem Geliebten entrißen;
aber Du mußt — Du wirst das Alles
mit Zeit vergehen. Tadelst Du mich,
weil ich nicht herbe tonne, Angrö-
ßlichkeiten? Hastest Du mich, weil ich so-
dere, was mein ist? Wird Dich eine
Liebe nicht erreichen, die so demüthig
und ergeben ist? Paulette, Paulette, be-
mitleide mich!“
Seine Stimme war voll Schmerz und
Leidenschaft, aber sie verhallte bei ihr
wirkunglos. Ihr Herz lag schwer wie
Blei in ihrer Brust, sie trat kalt von
ihm zurück.
„Mitleid!“ wiederholte sie im Tone
der Verachtung, „und was ist des Mit-
leids werth? Nein, ich habe auch das
nicht für Sie! Es ist mir, als ahme ich
Gist, während ich hier stehe. Ich kann
es nicht länger ertragen — lassen Sie
mich gehen!“
„Und ist dies Dein letztes, unwiderruf-
liches Wort, Paulette?“
„Ja — ja!“
Mit einem Fluche erhob er sich. Jetzt
arbeiteten seine Hände unter dem Man-
tel in unheimlicher Weise.
„Dann, mein theures Weib, wenn
Willen freudlos hind, muß etwas Ande-
res helfen.“ sagte er, indem er sie mit
Gewalt an sich riß, ihr schauerndes
Antlitz zurückneigte und ihr ein Ta-
schentuch, das einen betäubenden Geruch
ausströmte, auf den Mund drücken
wollte.
Nur ein Aufschrei entfloß noch ihrem
Lippen.
„Hilf!“ Dann füllte sie sich enge
umfaßt, leidenschaftlich geküßt und
emporgehoben. Aber in demselben Mo-
mente wurden hastige Schritte auf ei-
nem der Pfade außerhalb des Pavillon-
s hörbar und ein Mann sprang
hinzu. Es war Arthur!
„Paulette,“ rief er mit heulender
Stimme, „wo sind Sie, Paulette?“
St. Johns Arme ließen, rasch wie
der Blitz, sein Opfer los. Sie sank zu
Boden. Mit einem Sprunge legte er
durch die Wand von Weinlaub und ver-
schwand — ein dunkler, nicht gut zu
unterscheidender Gegenstand, der leicht
in dem tiefen Schatten der Nacht sich
verbergen konnte. Arthur neigte sich
über Paulette und hob sie auf.
„Erschrecken Sie zu mir — sehen Sie
mich an!“ rief er unglücklich.
„Sie öffneten schauernd ihre Augen.
„Wah, sind Sie es?“ stöhnte sie und ver-
borg ihr Gesicht in ihren zitternden
Händen. Er bemühete sich, ihr die Hände
vom Antlitz wegzuziehen, sie anzufüh-
len. Seine Erregung schien noch grö-
ßer, als die ihrige.
„Paulette, haben Sie noch Hilfe ge-
rufen?“ Sie schweig. „Aber war der
Mann? Was hat er hier?“ Nach keiner
Antwort. „Barmherziger Gott! Was
sagen Sie mich nicht rasend! Antworten
Sie mir! Was es ein Mann oder ein
Schatten? Ich werde Ihren Worten
alобен! Nicht eine Silbe. Sein Ge-
sicht wurde ernst und bleich. „Paulette!“
rief er jetzt, indem er ihre Hände heftig
von ihrem Antlitz wegzog, „dann
hatten Sie hier ein Stellbischen mit
ihm!“
„Ja!“ antwortete sie endlich.
Er taumelte zurück — starrte sie ein-
er taumelte finster und wie zu Stein
verwandelt an, dann wendete er sich ab
und ohne ein Wort weiter verließ er
den Pavillon.

24. Capitel.

Henriette Varned ging in dem dun-
klen Salon in der schlechtesten Laune
auf und ab. Es war nach dem Diner.
Hermanns Mutter nicht in einer Ecke,
und hatte ein weißes Batisttuch über
ihre Gesicht gebunden. Der Duft kirch-
lichen Tabaks, der aus der anstehenden
Halle in den Salon drang, verrieth die
Gegenwart Hermanns. Henriette öff-
nete endlich, mit einer Miene tiefer Zen-
dignation die Thüre und sah hinaus.
„Wah! Du denn niemals fertig mit
der abschuldigen Pein?“ rief sie. „Die
Tante schläft und es ist fürchterlich
langweilig.“
Ein Chor aus frühlichem Gebell
antwortete ihr. Gestelle und einfärbige
Schwänze und Hüften drängten sich
an der etwas geöffneten Thüre.
„Wieder die Hundel!“ rief Henriette,
und ihre Stimme klang zwar wie ein
Schlachtsignal. „Ich will sie absolut
nicht haben — ruf sie fort! Warum

willst Du denn jedes Zimmer des Hau-
ses in einen Kinsten verwandeln?“
Der große schone blonde Mann er-
schien an der Schwelle, mit einer enor-
men türkischen Pfeife in der Hand.
„Arme Thiere!“ sagte er, während
er die Köpfe der vierfüßigen Aufstrei-
ter jählich streichelte und sie dann zu-
rückzog. „Ja, Du hast da einen schwe-
ren Stand mit ihnen. Bedauere, daß sie
Dir so viel Unruhe machen, Henriette.“
Fräulein Varned blühte ihren schö-
nen, kühlen Verlobten zornig an. Ihr
Besuch in seinem alten Landhause hatte
weder ihr Gesicht noch ihr Temperament
verbessert. Das reiche Kleid, das sie zum
Diner angelegt, schien sie nur noch
nichtsagender und alltäglicher zu ma-
chen, als sie war. Auf der Straße began-
nen sich einige Falten zu zeigen.
„Bei Tag,“ antwortete sie, „sind es
Deine Hunde und Dein beständiges
Tabakrauchen, und bei Nacht ist es
Deine Musik, die einem fast den Kopf
zerreißt. Die Tante hat vollkommen
Recht, wenn sie sagt, sie habe keine ru-
hige Stunde gehabt, seit sie dies Haus
betreten.“
Hermann zog seine dichten Augen-
brauen empor. „Wie unglücklich ich
sind!“ sagte er trocken. „Ich sehe ein,
daß ich sowohl meine selbstigen, als
wegen meines unersättlichen Betragens
mich in den Dienstzimmern werde
aufhalten müssen.“
Seine Mutter fuhr jetzt aus ihrem
Schlaf ein. „Du undantbarer
Junge, Du!“ rief sie kläglich. „Ich und
Henriette opfern Dir hier die ganze
Erbe, während es in den Wätern so
sehr ist, und die Gegend ist hier
voll Phosphor; es ist eine Gnade der Vor-
sabung, daß wir noch nicht todtkrank
sind. Aber wir können es noch werden.“
„Wah,“ sagte Hermann, „es ist
nichts nachschämlicher!“
„Und Du sprichst dann in diesem
Tone! Schließe das Haus, ich bitte Dich
und laß uns in's Bad reisen. Das Pie-
ber hat in unserer Familie schon viel
Unheil angerichtet. Wie ein Mann von
Deiner Geburt und Deinem Vermögen
darauf bestehen kann, ein so abfurdes
Leben zu führen, begreife ich nicht.“
Er sah außerordentlich gelangweilt
aus. „Wie ich Ihnen schon gesagt habe,
dieses Leben ist mir gerade recht. In's
Bad? Nein, ich danke! Aber was Sie
und Henriette betrifft, thun Sie wohl,
wenn Sie zur rechten Zeit etwas für
sich thun.“
Sie blühte ihn zornig an. „Ich ver-
stehe Dich; aber wir verlassen diesen Ort
nicht eher, als bis Du mit uns gehst.
Das ist meine Pflicht als Deine Mut-
ter!“
Die Sache schien ihm selber nicht so
einschüßend. „In diesem Falle,“ sagte
er gleichmüthig, „machen Sie sich nur
auf einen dauernden Aufenthalt hier ge-
faßt. Ich bedauere nur, daß der Platz
für Andere, außer mir, so wenig An-
sehens hat. Bei Keinem von Ihnen
Weiden hat sich weder das Aussehen
noch die Laune verbessert.“
„Es darf Dich nicht wundern!“ rief
Henriette Varned unwillig. „Wir find
beständig uns selbst überlassen. Du bist
jeden Tag über auf den Feldern und
stimmst Dich um uns nicht. Bei Tage
werden wir von Deinen Hunden ge-
quält und bei Nacht stört Du unsere
Schlaf durch Musketen!“
„Meine arme Cousine!“ antwortete
Hermann ironisch; „welch ein Bild des
Märtyrthums! Aber was kannst Du
andere erwarten? Ein Leopard kann
seine Fledern nicht ablegen. Ich fürchte,
sowohl ich, wie meine Hunde, sind zu
alt, um noch andere Kunststücke zu ler-
nen.“
Henriette sah verdrossen aus dem
Fenster. „Da ist der Diener mit dem
Pavillon, Tante. Ich möchte ausfahren,
um frische Luft zu schöpfen. Ich
benomme gewiß den Phosphor, wenn ich
unaufhörlich in diesem Schlosse einge-
schlossen bleibe.“
„Hermann soll mit Dir fahren,“
sagte Frau Varned, „ich habe Kopf-
weh.“
„Der muß irgend eine Arie einstu-
bieren,“ spottete Henriette, „oder muß
mit seinen Hunden eine Partie machen.“
Varned suchte ein Gähnen zu un-
terdrücken. „Wenn es Dir gefällt, mit
mir auszufahren, stehe ich ganz zu Deinen
Dienst.“
„Geh, woh!“ antwortete sie kurz;
„ich bin bereit,“ und sie läutete, Hut
und Mantel zu bringen.
Die Sonne stand leuchtend am Him-
mel und die Ephemere schimmerten
in ihrem Lichte. Varned hoch seine Cou-
sine schweigend in den Wagen.
„Ich habe Euch,“ rief ihnen Frau
Varned nach, „durch den obem Theil
der Stadt zu fahren. Da unten woh-
nen lauter Arbeitseute und unter ihnen
berüchtigt die Cholera.“
Varned nahm die Zügel und mit dem
ermüdeten Aussehen, das sich in
seinem Gesichte noch härter ausprägte,
fuhr er durch das Thor und auf die
Straße hinaus, die sich wie ein graues
Bild neben den zerstreuten Häusern
hinwand. Eine Weile schweigend die-
tenen. Henriette beobachtete Varneds
Gesicht mit zornigen Blicken.
„Hermann,“ brach sie endlich los,
„Du denkst wieder an jenes Mädchen?“
„Er wendete sich zu ihr und sah sie
an. „Und wenn ich es thäte?“
„Du hast kein Recht dazu!“ rief sie
zornig.
„Henriette, wie lange soll das noch
so fortgehen? Ich meinstheils bin es
berzählig müde.“
„Das hast Du mir schon mitge-
theilt,“ sagte sie, ihren reich mit Spi-
geln besetzten Sonnenschirm öffnend.
„Es macht Dir geradezu Freude, mich
das zu sagen, obwohl Du weißt, daß
eine zurückgehende Verlobung für eine
Dame von fünfzigjährigen Jahren
der Ruin ist — obgleich Du weißt, daß
ich dieses Geschöpf haße und sehr ste-
nen, als ich Dich um ihretwillen aufge-
hen werde.“

„Ja, sie haßte Siehl Arnstein von
ganzen Herzen, wie nur Frauen ihre
jüngeren und schöneren Rivalinnen
hassen können. Varned erröthete vor
Horn.
„Henriette, ich sage Dir freimüthig,
ich werde Dich niemals heirathen und
wenn Du diese Verbindung ein halbes
Jahrhundert aufrecht erhältst.“
„Das mag sein,“ erwiderte sie mit
großem Gleichmuth; „aber wenigstens
werde ich Dich davon abhalten, sie zu
heirathen. Sie hat Geist, — sie wird
niemals den Antrag eines Mannes an-
nehmen, welcher mit einer Andern ver-
lobt ist.“
Der Wagen fuhr einen Hügel hinauf,
graue Staubwolken wirbelten auf und
ließen sich auf ihnen nieder. Er schloß,
bis sie die Anhöhe erreicht hatten, dann
schüttelte er ungeduldig die Zügel der
Pferde.
„Henriette,“ begann er, „laß uns
eine gültige Uebereinkunft treffen.
Ich öffnete ihre matten Augen und
sah ihn an. „Eine Uebereinkunft? Was
meinst Du damit?“
„Ich kenne die Beweggründe, die Dich
zuerst veranlassen, an diese Verlobung
zu denken. Du verheißt den Werth
des Vermögens der Familie Varned so
wie irgend Jemand zu würdigen —
vielleicht besser. Du bist es ohne Zweifel
müde, von der Großmuth meiner Mut-
ter abzuhängen, die sehr launenhaft ist.
Ich will Dir meine Freiheit bezahlen.
Ich will Dir die Hälfte meines Ver-
mögens geben, wenn Du mich von die-
ser — ich muß es schon sagen — ver-
dammten Verlobung freisetzst.“
Sie starrte ihn an. Im nächsten Mo-
mente erhob sich vor ihrer Phantasie das
Bild der schönen, jungen Siehl Arn-
stein. „Meinst Du das wirklich?“ sagte
sie.
„Gewiß!“
Die Zudrunft in seinem Blicke, die
Gluth in seiner Stimme schien sie zu
erbittern.
„Du liebst sie so sehr, um ein solches
Opfer um ihretwillen zu bringen?“ rief
sie zornig.
„Ich liebe sie mehr, als mein Leben!“
antwortete er.
„Nun, dann laß Dir sagen,“ rief sie
in eiferfüchtiger Raserei, „daß ich nicht
für Dein halbes und nicht für Dein
ganzes Vermögen Dich zur Aufopferung
werde. Sie soll Dich niemals haben, so
lange ich es verhindern kann. Du, wie
ich sie haße mit ihren starrenden schwarzen
Augen und ihrem feinen gezerrten Ge-
sicht. Ich würde Dich lieber todt sehen,
als mit ihr glücklich wissen!“
Für einen Augenblick sah Varned
wie betäubt aus. „Henriette!“ sagte er
nachdenklich, „ich schäme mich Deiner!“
Dann nahm er die Zügel auf und
verließ die Pferde in einen rasenden
Galopp. Wie ein Wirbelwind flogen sie
dahin über die Landstraße. Henriette
warf dem Manne, der stolz und ernst
über ihn sah und dessen Augen wie
Stahl schimmerten, einen zornigen Blick
zu und biß ihre Lippen aufeinander.
„Einen solchen Mann freigegeben —
für eine Andere? Niemals!“ dachte sie.
Sie flogen an Büumen, Gehägen und
vernegten sommerlichen Feldern, an
Hünten und Höhen vorüber, als sie
plötzlich an einer Biegung des Weges,
ganz in ihrer Nähe, den schrillen Pfiff
einer Lokomotive vernahmen.
„Gütiger Himmel! Da kommt ein
Zug!“ rief Henriette Varned.
Der Bahngug brach, als sie noch
sprach, gerade vor ihnen aus einem
Walde. Mit einem heftigen Schreien,
das ihre Angst verrieth, sausten
die Pferde dahin und bringen mit dem
Wagen durch, „Nicht abbringen, um
Gotteswillen!“ schrie Hermann, als
eine Cousine sich im Wagen erhob. Mit
Gewalt hielt er sie zurück und schlang
die Zügel um seine Hüfte. Ueber Hals
und Kopf jagten die Pferde und rissen
an den schaumbedeckten Geßäßen, aber
mit härteren Armen wendete Varned die
Köpfe derselben nach rechts. Der Stoß
der Deichsel warf das eine Pferd auf
die Kniee; der Wagen fürzte um, aber
im Nu war Varned auf den Knien und
hielt die Leitern mit aller Macht
fest. Es war kein geringer Stoß und es
baurte einige Augenblicke, bis Henriette
sich erheben konnte. Inzwischen war der
Zug an einer Kurve verschwunden.
„Bist Du verletzt?“ fragte Varned.
„Ich glaube nicht,“ antwortete sie,
sich schüttelnd, als ob sie sich versichern
wollte, daß alle Knochen in Ordnung
seien.
„Der Wagen ist gebrochen,“ sagte er,
„und die Sonne brennt. Du wirst in
einem Hause, das ich eine kurze Strecke
von da bemerkte, Zuflucht nehmen
müssen, bis ich den Schaden reparirt
habe.“
Zertrümmert und in sehr übler Laune
verlaube sie ihm, sie durch den Staub
zurückzuführen nach dem erwähnten
Platze. Es war eine niedrige Hütte, die
in einem Steinwurf von dem Orte des Un-
falls entfernt an der Straße lag. Das
Klopfen Varneds löste ein häßliches,
höhlungsartiges Weib an die Thüre. Er
setzte sie mit kurzen Worten von dem
Geschehenen in Kenntniß und bat sie
um Erlaubniß, daß seine Cousine ein-
treten und warten könne.
„Gewiß — komm herein,“ sagte das
Weib und setzte einen Stuhl in die
leere Ecke für die Dame in dem rei-
chen Anzuge und dem verdrießlichen
Gesichte. Er ließ Henriette da und be-
gab sich zu dem Wagen zurück.
Es herrschte eine peinliche Stille in
der Hütte. Nach einem Blick auf den
ärmlichen Raum begann Henriette den
Stuhl fest hart zu finden und die Ge-
genwart des höhlungsartigen Weibes er-
zürte sie. Die Letztere setzte sich auf die
Thürschwelle, die einige Fragen über
den Unfall und dann begann sie, wie
von Mithridat überwältigt, einzunir-
ren. Henriette glättete ihre zertrümmerte
Kniee, brachte ihre Hufeisen in Ord-
nung, sah auf ihre Fenster Thüren auf
und wartete auf den Verlobten. Das

„Weib nicht auf der Thürschwelle fort
und fort, so daß es mandamal schien,
als müßte ihr der Kopf von den Schül-
tern fallen. Henriette beobachtete die
Bewegungen, bis diese sie geradezu ne-
rös machten.
„Ihr scheint sehr müde zu sein,“
sagte sie endlich.
Das Weib hob den Kopf und lehnte
ihn aufrecht und steif an den Thürposten.
„Sie mögen das wohl sagen,
Fräulein,“ wimmerte sie. „Ich habe
viele Nächte gewacht. Im nächsten Zim-
mer liegen drei, die an der Cholera ge-
storben sind.“
„Was!“ schrie Henriette, auf ihre
Füße springend.
„Drei, — sie starben Alle in einer
Stunde in der letzten Nacht.“
„Gütiger Himmel!“ freischte Hen-
riette, und weiß wie Asche warf sie
den Stuhl um und stürzte durch die
Thüre. Sie stieß hinaus auf die Straße
und Varned, der mit der Herstellung
des Wagens eben fertig wurde, sah sie
entsetzensvoll und mit ausgebreiteten
Armen auf sich zuwelen. „Halt Du mich
in dieses Haus gebracht, um mich zu
töden!“ rief sie, „daß Du dieses Ge-
schöpf, Deine schöne Arnstein heirathen
kannst? Es liegen Leute dort, die an
der Cholera gestorben sind! Die Kran-
heit hat mich angefaßt — ja, ja, ich
bin gewiß, ganz gewiß, daß ich sie
schon habe!“
„Unsinn!“ antwortete er. „Du hast
nicht fünfzehn Minuten dort gestanden.“
Aber sie war außer sich vor Schre-
den. „Ich fühle, daß sie sich an meine
Kniee hängt!“ schrie sie, indem sie
die Falten ihrer Robe heftig schüt-
telte. „Und ach!“ fuhr sie, die Hände
ringend und doch ihre weibliche Eifer-
sucht nicht vergebend, fort, „ich werde
sterben und Du wirst Siehl heirathen
und mir zum Troste glücklich mit ihr
sein!“
„Henriette, Du bist außer Dir,“
antwortete er; „laß uns sobald als
möglich nach Hause gehen. Du hast so
wenig die Cholera, als ich sie habe. Du
wirst meine Mutter in Verzweiflung
bringen, wenn Du ihr das erzählst.“ Er
suchte ihre Hand wegzuführen, aber
als sie zu Hause anlangte, klapperte sie
mit den Zähnen vor Entsetzen. Sobald
Frau Varned das Geschehene erfuhr,
verfiel sie in heftige hysterische Zu-
stände.
„Hermann,“ schrie sie, „laß augen-
blicklich meinen Koffer packen, wir rei-
sen ab.“
„Gewiß,“ sagte er, da er mit seinem
Müß zu Ende war, „es soll sofort ge-
packen, wenn Sie das beruhigen kann.
Aber glauben Sie mir, Henriette ist in
seiner Gefahr. Sie ist nur ein Wischen
erschrocken. Ich bitte Sie, beunruhigen
Sie sie nicht noch mehr.“
Henriette selbst hand niedergeschla-
gen und bleich vor ihnen. Pflächlich brei-
tete sie mit einem Aufschrei die Arme
aus. „Die Krankheit hat mich bereits
befallen!“ schrie sie und fiel starr und
steif zu Boden.
In einer tiefen Ohnmacht, diesmal
in einer wirklichen, wurde sie in ihr
Zimmer getragen. Als sich Abends die
Dunkelheit über die immergrünen Feden
herabfante, lag sie bewegungslos, fast
athemlos in der verhängnißvollen Ze-
nithie. Varned sah allein unter in
seinem düsteren Zimmer, als sich die
Thüre öffnete und seine Mutter ein-
trat, tief gekleidet und ausgefaltet
zu Freizeit. „Wah, Sie gehen also?“
sagte er.
„Gehen!“ stammelte sie. „Was woll-
test Du, daß ich sonst thun soll? Wie-
den — und auch der Epidemie verfal-
len! Wie graufam von Dir! Und Du
allein warst Schuld daran, daß wir
hierher kamen. Was willst Du denn
thun? Kommst Du nicht mit mir?“
„Gewiß nicht!“ antwortete er.
Sie sah aus, als wolle sie zu Boden
sinken. „Du wirst hier bleiben, wo die
Cholera herrscht? Willst Du mein Herz
brechen? Willst Du mich allein und
kinderlos auf Erden zurücklassen? Wah,
wie unglücklich ich bin! Ich, Deine Mut-
ter, befehle Dir, mit mir zu kommen.
Wenn ich Dir nur im Geringsten etwas
gelte, so wirst Du mit gehen.“
„Meine theure Mutter, Sie wissen,
daß ich mich Ihren Wünschen gerne
fuge,“ antwortete er zärtlich, „aber Hen-
riette hier allein zu lassen, ist unmit-
telbar, nehmen Sie Anna und gehen Sie
auf jeden Fall. Frau Monika und ich
haben beschloffen, vorläufig hier zu
bleiben.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein liebevoller Vater in Har-
lem läßt seinen Sohn im Hause des
Professors Zweibler Pianounterricht
nehmen, hat es aber seinem Sohne zu
besonderen Pflicht gemacht, zu Hause
fleißig zu praktizieren. Kürzlich liegt in
dem Vater der Verdacht auf, daß sein
Söhnchen nicht fleißig genug praktizire,
weßhalb er dieses vor sich beschied und
in getrenntem Tone zu ihm sagte:
„Emil, übst Du auch regelmäßig auf
dem Piano, wenn ich in der unteren
Stadt im Geschäfte bin?“ „Emil:
„Ja, Vater.“ — Vater: „Jeden Tag?“
— Zahl-Clerk (einer Spardank, zum
Cassirer): Sehen Sie sich doch um Ge-
teswillen die Menschenmenge draußen
vor der Thüre an. Die Leute wollen
alle ihre Depofiten zurückgeben. Was
ist da zu thun?“ — Cassirer: „Hm!
Wissen Sie, was? Sagen Sie dem
Porter, daß er sich unter die Menge
mischen und dort erkranken soll. Und
der Buchhalter muß pflächlich dazwischen-
treten und als vorgeblicher Arzt erklä-
ren, der Mann habe die Cholera. Sie
sollen mal sehen, wie schnell die Leute
auseinanderlaufen werden!“
— Eine junge Dame, welche sich
weigert, ihren Geliebten zu töffen, ist
sehr undantbar; sie vergißt, wie oft si-
selbst geküßt wurde, als sie noch ein Je-
weh war.

El Dorado-Exagen.

Zahlreich wie die Speculationen
über den fabelhaften Stein der Weisen,
welcher nicht nur Alles in Gold ver-
wandeln, sondern auch ewige Jugend
verleihen sollte, sind die Legenden,
welche an El Dorado geknüpft sind.
Die Bedeutung dieses spanischen
Wortes läßt keinen Zweifel zu; seine
wörtliche Uebersetzung lautet: „Der
Vergoldete“ und bezieht sich dasselbe
unpünglich nur auf einen Menschen,
aber nicht auf ein Land. Allein die
eigentliche Bedeutung des Wortes ist
nur wenigen bekannt; unter El Do-
rado wurde ein geheimnißvolles Gold-
land verstanden und noch heute gibt es
kaum einen an Gold reichen Landstrich
in Mittel- und Süd-Amerika, welchem
Abenteurer nicht dieselben Namen ge-
ben hätten. In dem Thale von Ta-
rona befindet sich angeblich ein golde-
ner Berg, welcher El Dorado genannt
wird; später suchten die Spanier
nach einem Götzenbilde von riesigen
Dimensionen, El Dorado. Expeditionen
!igten auf Expeditionen; riesige
Opfer an Geld wurden gebracht und
eine ungeheure Anzahl von Menschen-
leben gingen verloren — El Dorado
aber wurde nicht gefunden. Selbst
der ruf: „Überleben und genau
rednen“; „Engländer bemächtigte sich
der Götzen: an das mysteriöse Gold-
land.“ Sir Walter Raleigh unter-
nahm vier erfolgreiche Expeditionen, um
das Vriocofaldis, das vermeintlich
heim Sr. Goldenen Meßias, zu
durchdringen. Dort sollte Manoa bei
Dorado, eine ganz aus Gold erbaut
Stadt existieren, der Zufluchtsort des
letzten Nachkommen der verfolgten
Incas. Was ist nun die allen geheim-
nißvollen Legenden zu Grunde liegende
Wahrheit und mer mal El Dorado?
Vor Beantwortung dieser Frage müß-
ten wir auf die Zeit zurückgehen, in
welcher die Vorstellung von El Dorado
ihren Ursprung hat. Nach der Unter-
suchung der Hietien und Incas exi-
stirte, unbekannt der Mittel, auf den
höhen Tafelländern an der Westküste
der Anden ein Ackerbau treibendes
Volk von ca. einer Million Seelen, die
Chibchas, welche im Jahre 1536 von
dem Spanier Quesada unterworfen
wurden. Wie ein verwüßter Ortan
kauften die spanischen Eroberer in dem
sich fortgeschrittenen Civilisation
erfahrenen Lande und nach wenigen
Jahren war das Volk zu einem Hau-
fen elender Sklaven gemacht, ja sein
Name wurde nicht mehr genannt. Zu
Zeit von Quesada's Eroberung wur-
den die Chibchas von einem „Zipa“
regiert, dessen Residenz unweit der ge-
genwärtigen Stadt Bogota war, und
welcher Unterthän, Jaque genannt
hatte. Die Regierung war despotisch,
die Nachfolge ließ jedoch nicht auf den
Sohn des verstorbenen Zipsa, sondern
einen Sohn seiner Schwester. Sobald
ein Zipa gestorben war, füllten die
Priester die Augen, Nase, Ohren und
Mund mit Smaragden, hing an die
rechten Ornamente um seinen Hals
und placirten die Leiche in den Stamm
einer mit Goldblech ausgefärbten
Palme. Nach schmerzlicher Trauer er-
folgte die geheime Beisetzung, bei wel-
cher nur die ältesten Priester zuge-
lassen waren. Der herrliche See Gua-
nabita, in dessen Tiefe das schöne
Weib eines Jaque den Tod gesucht
hatte, war besonders die Begräbnisstätte
geheimnißvoller Mythen und Ceremo-
nien; dort haben auch aller Wahr-
scheinlichkeit nach